

Auf dem Acker ist jeder Weltmeister

Als flächenmäßig größtes und seit Jahrzehnten von einer soliden konservativen Mehrheit regiertes Bundesland steht Niederösterreich im Ruf, den Schwerpunkt seiner kulturellen Identität im Bewahren tradierter Werte zu sehen. Gründe für diese Behauptung finden sich genug. Das Image des Landes in Fragen der Baukultur ist wesentlich von der Aktion „Niederösterreich erhalten – Schöner gestalten“ geprägt, einer Initiative der Landesregierung, die seit Mitte der siebziger Jahre die regionale Bautradition als einzig gültigen Qualitätsmaßstab propagierte und auch verpflichtend in der Bauordnung verankerte. Dem Land gelang damit, was selbst dem britischen Thronfolger und Hobby-Architekten Prinz Charles versagt blieb: Die Erhebung der Postmoderne zum Baugesetz – ein Umstand, der kaum dazu angetan war, innovative Köpfe ins Land zu holen. Auch das Jahrhundertprojekt einer neuen Landeshauptstadt in St. Pölten brachte nicht jenen Innovationsschub, den man sich erhoffte. Architektonisch solides Mittelmaß, konnte das Projekt vor allem städtebaulich nicht die ausreichende Strahlkraft entwickeln: Der Bevölkerungsrückgang St. Pöltens in den letzten zehn Jahren spricht für sich. Wäre es nicht klüger gewesen, so die rhetorische Frage eines Gesprächsteilnehmers, die Regierungsgebäude in Wien zu belassen und sie dort technisch wie ästhetisch auf ein Höchstniveau aufzurüsten? Das wäre der Beweis für wirkliche Ambition gewesen: Auf dem Acker könne schließlich jeder Weltmeister werden. Dass im Land trotz allem ein Potenzial an engagierten Architekten und Bauherren besteht, beweist neben einer bereits beachtlichen Anzahl kleinerer Realisierungen und größerer Projekte – beispielsweise in der „Kulturhauptstadt“ Krems – nicht zuletzt die Aktion „Kunst im öffentlichen Raum“, in deren Rahmen in den letzten Jahren höchst kontroverielle Kunstprojekte initiiert und zum großen Teil erfolgreich umgesetzt werden konnten. Die veränderte Topographie der Aufgeschlossenheit des Landes, die sich in diesen Projekten abzeichnet, lässt für die Zukunft hoffen. Immerhin wurde jener Passus der Bauordnung, der eine Anpassung an die Umgebung fordert, bereits 1996 abgeschafft. Die Letztverantwortung für die Baukultur liegt damit nicht mehr bei der Obrigkeit, sondern dort, wo sie in einer Demokratie am besten aufgehoben ist: bei den Bürgern. Wie sie diese Freiheit zu nutzen wissen, wird sich erst in einigen Jahren an der gebauten Realität abzeichnen. Die Bürgermeister als Baubehörden erster Instanz haben jedenfalls schon erkannt, welche Chancen (und Gefahren) in einer öffentlichen Architekturdiskussion stecken, deren Resultat nicht von vornherein feststeht.

Christian Kühn

Kühn: Herr Winter, Sie sind in gewisser Weise ein „Opfer“ der zeitgenössischen Architektur: Ihre Wiederwahl zum Bürgermeister von Hof ist an einem Projekt der Architektengruppe Poor Boy's Enterprise gescheitert.

Winter: Ich bin seit 30 Jahren in der Gemeinde Hof in der Kommunalpolitik tätig und war Bürgermeister von 1995 bis 2000. Bei dem Projekt, das Sie ansprechen, ging es darum, den Bauhof der Gemeinde von einem Kulturzentrum abzugrenzen. Wir wollten keine Mauer und keinen rustikalen Zaun machen und haben uns an die Kulturabteilung des Landes gewandt, an Frau Blaas-Pratscher. Aus dieser Initiative ist ein Wettbewerb entstanden, den ein Projekt von Poor Boy's Enterprise gewonnen hat, eine schwungvolle Linie aus Fertigbetonteilen, die man üblicherweise im Kanalbau verwendet. In der Gemeinde ist dann heftig Stimmung gegen das Vorhaben gemacht worden wegen angeblich hoher Kosten, obwohl der Holz-Bretterzaun um knapp 18.000 Schilling teurer gewesen wäre. Ich bin nach wie vor begeistert von dem Projekt, es ist ja

kein finsterner Tunnel, sondern bei Tag fällt das Licht durch die Schlitze zwischen den stehenden, begehbaren Beton-Brunnenrohren, und in der Nacht gibt es den umgekehrten Effekt durch die Innenbeleuchtung. Jeder Meter ist anders zu empfinden, auch durch den Schall. Aber es ist uns nicht gelungen, diese Qualitäten rüberzubringen.

Kühn: Der Ruf, dass Niederösterreich in Architekturfragen das konservativste Bundesland Österreichs ist, scheint sich durch diese Geschichte zu bestätigen.

Winter: Immerhin besichtigen heute die früheren Gegner das Projekt am Sonntag Nachmittag nach dem Kaffee mit ihren Verwandten und Bekannten, weil es eine Attraktion geworden ist. Für mich bedeutet diese Geschichte keineswegs, dass man bei uns nichts Neues machen kann, ich wäre heute nur vorsichtiger bei der Umsetzung.

Lindner: Man sollte betonen, dass die Unterstützung



Gerhard Lindner: Pensionistenheim Berndorf



Broschüre Niederösterreich gestalten

das Landes für das Projekt nicht durch die Bau-, sondern durch die Kulturabteilung erfolgt ist. Frau Blaas-Pratscher hat durch die Initiative für Kunst im öffentlichen Raum – die ja aus Geldern finanziert wird, die früher für „Kunst am Bau“ zur Verfügung standen – in den letzten Jahren viel bewirkt im Sinne von Bewusstseinsbildung und Offenheit. Und man sollte auch nicht vergessen, dass viele gute Architekturprojekte in Zusammenarbeit mit dem Denkmalamt entstehen, das sich paradoxerweise oft zum Fürsprecher für zeitgenössische Architektur gemacht hat, zumindest in den vergangenen Jahren unter dem nunmehr pensionierten Landeskonservator HR Kitlitschka.

Krejs: Gerade in der Stadt Krems gibt es eine Reihe von positiven baulichen Beispielen aus den letzten Jahren, in denen es durch die hohe fachliche Kompetenz sowohl der Denkmalpfleger als auch der Planer gelungen ist, in einem sachlichen Diskussionsprozess die Anliegen des Denkmalschutzes mit den Ansprüchen an zeitgenössisches Bauen unter einen Hut zu bringen. So etwa bei der Kunsthalle Krems, beim Einbau einer Bürgerinformationsstelle ins Rathaus oder bei zahlreichen Dachausbauten in der Altstadt.

Uns fehlt es aber immer noch am richtigen Vokabular, um den Mehrwert der Architektur jenseits von Geschmacks- und technischen Fragen verständlich zu machen.

Kühn: Frau Blaas-Pratscher hat mir vor kurzem von großen regionalen Unterschieden in Bezug auf die Offenheit gegenüber ungewöhnlichen Projekten im öffentlichen Raum erzählt. Im Waldviertel sei es etwa besonders schwierig. Gibt es so etwas wie eine Topographie der Aufgeschlossenheit in Niederösterreich?

Hauke: Der ländliche Bereich im Wald- und Weinviertel ist nicht mit dem Turbo-Kapitalismus im Industrieviertel zu vergleichen, einem der reichsten Gebiete der Welt mit einer entsprechenden Dynamik.

Karner: Ich würde das nicht an Regionen festmachen. Aus meiner Wahrnehmung hat bei den öffentlichen Auftraggebern das Verlangen nach wirklich qualitatvoller Architektur und nach den entsprechenden Verfahren in den letzten Jahren extrem zugenommen. Die oft kritisierte Praxis, dass im öffentlichen Bau irgendwelche Bekannten

und Freunde von Entscheidungsträgern mit Aufträgen versorgt werden, gibt es aus meiner Erfahrung kaum noch, nicht nur wegen der Vergabegesetze, sondern auch, weil die Politiker als öffentliche Auftraggeber erkannt haben, dass sich ein gutes Projekt leichter verkaufen und auch imagemäßig umsetzen lässt.

Wir müssen vermitteln, was Architektur leisten kann, umso mehr in einem Land, wo das Umfeld in der Regel ja sehr schön ist und kein gravierender Druck zu einer massiven Veränderung empfunden wird.

Beneder: Ich sehe durchaus Licht am Horizont. Architektur ist zum Thema geworden, zunächst einmal sehr einzelt, aufblitzend, als Verdienst einzelner Persönlichkeiten und einzelner Initiativen. Uns fehlt es aber immer noch am richtigen Vokabular, um den Mehrwert der Architektur jenseits von Geschmacks- und technischen Fragen verständlich zu machen. Wir müssen vermitteln, was Architektur leisten kann, umso mehr in einem Land, wo das Umfeld in der Regel ja sehr schön ist und kein gravierender Druck zu einer massiven Veränderung empfunden wird.

Kühn: Aber die Änderungen sind doch massiv, wenn man etwa an die Ortsränder der Gemeinden denkt. Es gibt nur das Phänomen, dass viele Bewohner diese Änderungen lange nicht wahrnehmen, weil sie relativ langsam stattfinden.

Als wichtigen Quantensprung sehe ich die Novelle der Niederösterreichischen Bauordnung aus dem Jahr 1996, weil seit damals die Anpassung an die Bautradition nicht mehr verpflichtend vorgeschrieben ist.

Obleser: Ich bin einer der Väter der Ortsbildpflege in Niederösterreich, die seit über 20 Jahren versucht, den Menschen bewusst zu machen, was bei diesen Änderungen auf dem Spiel steht. Wir verstehen uns als eine Serviceeinrichtung für die Bevölkerung im Land. Durch unsere Tätigkeit sind wir zwangsläufig Grenzgänger zwischen einer vordergründig hochwertigen Architektur und einer guten, alltäglichen Gestaltung mit Augenmaß. Als wichtigen Quantensprung sehe ich die Novelle der Niederösterreichischen Bauordnung aus dem Jahr 1996, weil seit damals die Anpassung an die Bautradition nicht mehr ver-



Ernst Beneder

pflichtlich vorgeschrieben ist. Damit ist einer wirklich zeitgemäßen Architektur Tür und Tor geöffnet, und wir sind bemüht, das zu verstärken.

Hauke: Durch die neue Bauordnung hat sich für mich als Schlosser viel verändert. Ich glaube, wir sind die Branche, die in den letzten Jahren den stärksten Aufschwung genommen hat, weil die alten Vorgaben nicht mehr gelten. Als Metallverarbeiter profitieren wir vom Trend zum Glas und zum Leichtbau insgesamt, wo wir inzwischen von der Gewerbeordnung her auch ganze Fassaden- und Glas-teile bauen dürfen. Problematisch ist für mich dagegen der Trend zum Generalunternehmer. Das geht oft auf Kosten des Gewerbes, das unter einem enormen Preis-druck Leistungen erbringen muss.

Peter Conradi, der Vorsitzende der Deutschen Architektenkammer, hat kürzlich argumentiert, dass niemand in ein Flugzeug einsteigen würde, das so entstanden wäre wie heute viele Gebäude ...

Schubrig: Ich gebe Ihnen Recht, dass es bei den Generalunternehmern schwarze Schafe gibt, aber für den Bauherrn ist das immer noch von den Kosten her die ideale Form der Durchführung. Als Bauunternehmerin suche ich meine Subunternehmer sehr genau aus, weil nicht der billigste die beste Spanne garantiert, sondern der, mit dem ich die wenigsten Schwierigkeiten habe. Der Verlust beginnt bei der Mängelbehebung: Wenn ich zehn Mal auf die Baustelle fahren muss, um Mängel beheben zu lassen, beginnt meine Spanne zu schwinden.

Kühn: Peter Conradi, der Vorsitzende der Deutschen Architektenkammer, hat kürzlich argumentiert, dass niemand in ein Flugzeug einsteigen würde, das so entstanden wäre wie heute viele Gebäude, also wenn irgendein Sub-Sub-Sub-Unternehmer aus der Ukraine die Tragflächen zusammenschraubt.

Schubrig: Wir greifen sicher nicht immer zum Billigst-, sondern zum Bestbieter. Aber es ist natürlich schön, wenn die beiden zusammenfallen.

Hauke: In Wirklichkeit nimmt man doch in der Regel für bestimmte Leistungen – für die Vorzeigedetails – die besseren Firmen und für die weniger wichtigen und nicht sichtbaren Teile die weniger qualifizierten. Auf einer



The next ENTERprise, e. j. fuchs – mth. harnoncourt: Blindgänger, Hof am Leithagebirge

großen Baustelle finden Sie oft sechs verschiedene Schlosser.

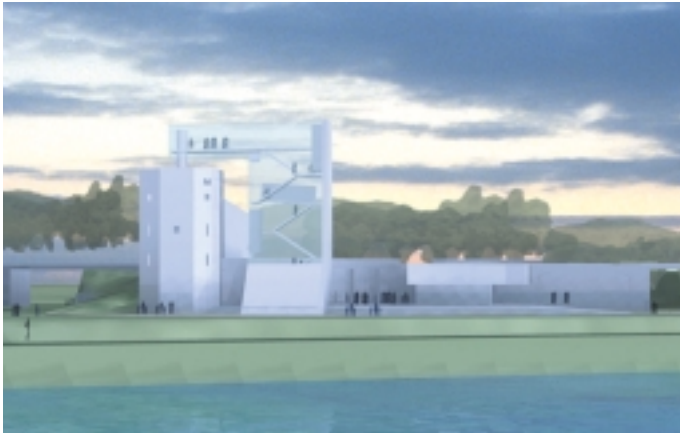
Lindner: Das Problem ist nicht die Aufteilung der Projekte in Teilleistungen, sondern der allgemeine Preisdruck. Der Generalunternehmer muss seine Spanne ja irgendwo hernehmen. Teilweise liegt es auch am Vergabewesen, weil man dezidiert nicht mehr auf einzelne Produkte hin ausschreiben darf. Ich kann mir in einem Pflegeheim gemeinsam mit dem Personal einen bestimmten Sessel wünschen, aber die Ausschreibung muss so allgemein sein, dass das Produkt nicht feststeht. Das gilt auch für viele andere Bauteile wie Fenster, Böden, Beschläge, Leuchten. Es ist kaum mehr üblich, dass man irgendwo ein Musterstück, eine Mustertüre oder ein Mustergeländer anfertigt und das dann auch durchsetzen kann.

Die Bauordnung wurde 1996 reformiert, und die ersten Resultate zeigen sich erst heute, fast ein Jahrzehnt später.

Hauke: Da geht viel an Innovationspotenzial verloren. Wir haben etwa für die erste Baustufe des Technologie-parks in Eisenstadt Dinge gebaut, die damals noch nicht Standard waren, freitragende Glasgeländer und ein Glasstiegenhaus zum Beispiel, und die Details dafür wurden bei diesem Projekt entwickelt. Für die zweite Baustufe wurde dann zu einem anderen, viel niedrigeren Preis beauftragt. Mit guten Architekten entwickelt sich der Gewerbetreibende ja unheimlich weiter. Deshalb sage ich meinen Kollegen immer, dass sie in der Ausbildung auch Architektur- und Kunstgeschichte als Prüfungsfach einführen sollen, damit sich die Sprachen des Gewerbes und der Architektur aneinander annähern. Ich rede nicht vom eigenen Entwurf, sondern von einer Detailsicherheit, die im Endeffekt auch kostenentscheidend ist.

Das Vergabewesen funktioniert nach dem Prinzip des gegenseitigen Misstrauens, oft auch bei privaten Bauherren.

Lindner: Niederösterreich hat sicher fantastische Ressourcen großartiger Gewerbebetriebe, auch wenn es nicht immer leicht ist, unter den hunderten Firmen die richtigen zu finden. Für echte Innovationen muss aber das gesamte Umfeld stimmen: Ich habe das Gefühl, dass wir



Coop Himmel(l)au: Ausstellungs- und Informationszentrum Hainburg



Hermann Hauke

Foto Günter Kargl

nicht rasch genug in der Umsetzung sind. Die Bauordnung wurde 1996 reformiert, und die ersten Resultate zeigen sich erst heute, fast ein Jahrzehnt später. Im politischen Vorfeld, in der Bauvorbereitung, vergeht so viel Zeit, dass man Dinge oft zum fünften Mal neu zeichnet, bis sie gebaut werden, weil sich die technischen und gesetzlichen Rahmenbedingungen geändert haben.

Schubrig: Das Risiko ist auch für den Generalunternehmer immer am größten, wenn die Projekte schlecht vorbereitet sind und eine zu lange Vorlaufzeit haben. Dann ist ein Projekt oft nicht mehr im Kostenrahmen an den Käufer zu bringen.

Abgesehen vom Einfamilienhausbau gibt es in Niederösterreich keinen einzigen mehrgeschossigen Holzwohnungsbau.

Karner: Ich möchte noch einmal auf die Vergabegesetze zurückkommen. Wir haben bei der Vergabe von öffentlichen Aufträgen prinzipiell keine Möglichkeit für Nachverhandlungen: Es gibt zwar die Möglichkeit, eine vertiefte Angebotsprüfungen durchzuführen, aber gerade im Professionistenbereich ist es wirklich sehr schwer, nicht den Billigsten zu nehmen. Der muss schon irgend etwas Dramatisches gemacht haben oder von der Unternehmensleistungsfähigkeit her so schwach ausgestattet sein, dass er aller Voraussicht nach das nächste halbe Jahr nicht übersteht. Dann kann ich einen anderen nehmen. Bei Planungsleistungen spielt das Preisargument keine so dominante Rolle. Da haben wir unsere Auftraggeber davon überzeugt, einen anderen Weg zu gehen.

Ist es überhaupt möglich, in Niederösterreich qualifiziert über zeitgenössische Architektur zu reden, wenn von 1976 bis 1996 laut Bauordnung jedes Projekt an die regionale Tradition angepasst werden musste?

Beneder: Das Vergabewesen funktioniert nach dem Prinzip des gegenseitigen Misstrauens, oft auch bei privaten Bauherren. Wenn ich eine gute Firma empfehle, von der ich weiß, dass sie perfekt zu einem anständigen Preis arbeitet, dann findet der Bauherr sicher Konkurrenzangebote, die um ein paar Tausender billiger sind. Das Problem ist, dass wir dann alle zusammen unsere Energien mit der Abwicklung von völlig banalen Dingen vergeuden, und in

diesem Kräftemessen des gegenseitigen kaufmännischen Misstrauens zu wenig Energie in die Projektentwicklung, in die Detailplanung und in die Öffentlichkeitsarbeit stecken können.

Bei meinen Projekten in Waidhofen hatte gerade die begleitende Mediation durch den Architekten einen zentralen Stellenwert, also mit der Gemeinde und ihren Bürgern zu klären, wie man überhaupt mit dem öffentlichen Raum umgehen möchte. Das ist eine politische Aufgabe, eine Mehrleistung über die Gebührenordnung für Architekten hinaus.

Kühn: Könnte man das nicht auch so auslegen, dass die Architekten in ihrem Selbstbild als Generalisten überfordert sind, und dass den kleinen Büros in Österreich einfach die umfassende Kompetenz fehlt?

Lindner: Nein, natürlich können wir das leisten. Die Frage ist nur oft, wie sinnvoll es ist. In den letzten Jahren sind immer mehr Auflagen dazugekommen, immer mehr Ansprechpartner, Förderungsansuchen usw., die man betreut, die ganze kaufmännische Abwicklung, die aus dem Vergabewesen und den komplexen Finanzierungen resultiert und mehr Aufwand bedeutet.

Ich glaube, dass wir in Niederösterreich, vor allem außerhalb der Städte fast bei der Stunde Null anfangen müssen, wenn wir erklären wollen, was zeitgenössische Architektur ist.

Karner: Wir sehen uns als Projektabwickler im großen Rahmen für diese Dinge verantwortlich, auch für die Mediationsfunktion, die Ernst Beneder angesprochen hat. Die Anrainer müssen betreut werden, um die Einsprüche möglichst gering zu halten, man muss Nutzer koordinieren – da hat man es ja heute in der Regel bei einem Projekt mit vielen unterschiedlichen Interessenslagen und Befindlichkeiten zu tun. Wie diese Mediationsleistungen zwischen dem Planer und dem Projektabwickler aufzuteilen sind, ist sicherlich noch zu diskutieren.

Winter: Vermittlungsgespräche gibt es bei uns in den Gemeinden schon lange durch die Aktion „Niederösterreich schön erhalten – schöner gestalten“. Seit der Einführung dieser Aktion hat es bei den Bauverhandlungen keine Probleme mehr gegeben. Es wird eigentlich kein Bauvorhaben eingereicht, das nicht vorher diese kostenlo-



Johannes Karner

se Bauberatung mit dem örtlichen Architekten in Anspruch genommen hat. Das ist auch für den Bürgermeister als Baubehörde angenehm: Man muss ja in dieser Funktion viele Fragen entscheiden, für die man nicht ausgebildet ist, und da ist diese Aktion eine große Erleichterung.

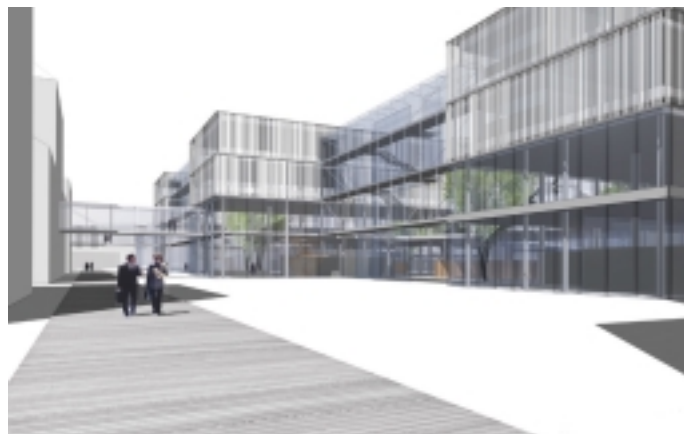
Man sollte auch erwähnen, dass nur ungefähr 2 Prozent des Gesamtwohnbauvolumens in Niederösterreich von Architekten geplant werden und die restlichen 98 Prozent von anderen Planern.

Kühn: Hat sich die Diskussion durch die Änderung der Bauordnung 1996 verändert?

Winter: Ja, natürlich. Wir in der Gemeinde haben zum Glück keinen Bebauungsplan, und dadurch kann jetzt jeder mehr oder weniger so bauen, wie er will. Das heißt, er darf das Haus vom Vater niederreißen und etwas bauen, das vielleicht kein Haus im ursprünglichen dörflichen Sinn ist. Aber es ist zweckmäßig, wärmegeklämt und gut zu bewohnen. Ich habe schräg gegenüber von meinem Haus so etwas genehmigt, und der andere Nachbar beschimpft mich, dass ich so etwas zulasse. Das sind die Spannungsfelder, in die man gerät. Wenn die Leute solche Häuser von innen sehen, sind sie aber oft sehr begeistert. Wir haben ein halbes Jahr vor den Gemeinderatswahlen mit den Architekten Schermann und Stolfa versucht, ein Grundstück so zu parzellieren, dass man dort Atrium- und Verbundhäuser bauen kann. In der Zwischenzeit ist das aber wieder zerredet worden. Jetzt werden dort, wie überall, Reihenhäuser und ein Wohnblock errichtet.

Das Besondere an der Entwicklung in Niederösterreich ist doch die massive Unterstützung durch den Staat.

Krejs: Die Niederösterreichische Bauordnung 1996 hat eine weitreichende Liberalisierung gebracht, auch hinsichtlich der Anwendung neuer Materialien. Der Einsatz des Baustoffs Holz wurde wesentlich erleichtert. Umso bedauerlicher ist es, dass Niederösterreich im Holzbau das Schlusslicht der österreichischen Bundesländer darstellt. Und das trotz der großen Holzbestände des Waldviertels. Abgesehen vom Einfamilienhausbau gibt es in Niederösterreich keinen einzigen mehrgeschossigen Holzwohnungsbau. Projekte in der Stadt Krems von Hubert Riess oder von Helmut Deubner sind am Widerstand der



Dietmar Feichtinger: Campus Krems

Bauträger bzw. an den zahlreichen Vorurteilen gescheitert. Hier hat das Bundesland einen Aufholbedarf!

Kühn: Ist es überhaupt möglich, in Niederösterreich qualifiziert über zeitgenössische Architektur zu reden, wenn von 1976 bis 1996 laut Bauordnung jedes Projekt an die regionale Tradition angepasst werden musste? Die Aktion „Niederösterreich erhalten – schöner Gestalten“ hat doch seit Jahren mit einem Millionenbudget für diese Haltung geworben.

Lindner: Ich glaube, dass wir in Niederösterreich, vor allem außerhalb der Städte fast bei der Stunde Null anfangen müssen, wenn wir erklären wollen, was zeitgenössische Architektur ist. Es gibt nur wenige Regionen, wo man ein Gegenüber findet. Aber wir führen vom Verein ORTE aus über dieses Problem gerade einen sehr konstruktiven Dialog mit der Baudirektion Ortsbildpflege, für ein gemeinsames Auftreten.

Kann ein Politiker sich denn etwas anders wünschen als einen affirmativen Regionalismus?

Obleser: Man sollte sich die historische Entwicklung der Ortsbildpflege in Niederösterreich vor Augen halten. Wir sind Kinder unserer Zeit, so wie alle anderen. Anfang der siebziger Jahre begann es im Land zu kriseln, man hat gesagt, es ist so hässlich bei uns, es gibt nur mehr irgendwelche fremdländisch anmutenden „Bungalows“, winkelförmige, ebenerdige Bauten mit flachen Dächern und Brettbindern als Konstruktion. 1974 gab es einen Landtagsbeschluss, sich wieder der Bautradition zu entsinnen, und zwei Jahre später sollte ein Wettbewerb für regionaltypische Häuser ausgeschrieben werden. Das war der Wunsch der Landtagsabgeordneten. Auf Beamtenebene haben wir uns dann entschlossen, stattdessen einen permanenten Wettbewerb zu machen, indem wir Beispiele zur Diskussion stellen, die vor dem Hintergrund der lokalen Bautradition als gelungen gelten können. Wir waren immer der Meinung, es gelänge uns, den Niederösterreichern klarzumachen, dass es Wurzeln gibt und dass man diese Wurzeln weiterentwickeln kann. In dieser Hinsicht haben wir leider unser Ziel nur äußerst unzureichend erreicht. Stattdessen haben viele geglaubt, dass gute Gestaltung in einem längsrechteckigen Grundriss besteht und in einem mehr oder minder steil geneigten Dach. Wenn dieses rot eingedeckt sei, ist es gut, wenn die



Eichinger oder Knechtl: Hauptplatz Wiener Neustadt

Öffnungen hochformatig sind, sehr gut, besprosst und umrandet ist es ganz super und mit einem senkrechten Staketenzaun vor dem Haus ist es überhaupt das Höchste der Gefühle. Und dieses Modell wende man am besten überall an: beim Einfamilienhaus, beim Buswartehäuschen, beim Kindergarten, beim Krankenhaus, bei der Autobahnmeisterei, bei den Supermärkten. Bis diese Objekte so dominant waren in unserem Land, dass es für viele unerträglich war. Und auf einmal ist etwas in Bewegung gekommen, und es gab den Beschluss der Landesregierung, den nächsten Schritt zu machen und die Bauordnung zu öffnen. Natürlich waren viele Beteiligte verwundert, da sie glaubten, dass man jetzt eine Kehrtwende macht, aber ich sehe es nicht als Kehrtwende, sondern als nächsten Schritt. Es war in Ordnung, dass wir versucht haben, an die Tradition anzuknüpfen, aber die Umsetzung war sehr unglücklich. In dem Zusammenhang sollte man auch erwähnen, dass nur ungefähr 2 Prozent des Gesamtwohnbauvolumens in Niederösterreich von Architekten geplant werden und die restlichen 98 Prozent von anderen Planern.

Wir müssen versuchen, die Scheu des Einzelnen vor der hehren Architektur zu vermindern.

Kühn: Eine zynische Erklärung dafür wäre, dass Sie zwischen 1976 und 1996 alle Architekten aus dem Land vertrieben haben. In den sechziger Jahren gab es in Niederösterreich ja durchaus moderne Leistungen, von der Südstadt angefangen bis zu öffentlichen Bauten in Bezirksstädten wie Zwettl. Unter den Bedingungen nach 1976 kann es ja nicht mehr besonders interessant gewesen sein, hier zu arbeiten.

Obleser: Es wäre durchaus interessant gewesen, sich mit der Tradition ernsthaft auseinanderzusetzen und einige wenige haben dies auch getan.

Lindner: Die Umsetzung war oft wirklich unglücklich, das ging bis zu bunten Ausschneidebögen, mit denen man mit Schere und Klebstoff „traditionelle“ Bebauungspläne basteln konnte, auch wenn es immer gut gemeint war. Auf der anderen Seite darf man nicht vergessen, dass in den vielen kleinen Gemeinden und Bauämtern Leute sitzen, die froh sind, wenn sie für ihre Arbeit solche Hilfen angeboten bekommen. Das umzudrehen, wird wahrscheinlich sehr lange dauern, weil es ja vom Amt mehr oder weniger vor-



Wolfgang Krejs

gegeben war. Es ist ja das Besondere an der Aktion „Niederösterreich erhalten – schöner gestalten“, dass sie nicht die Initiative eines privaten Verschönerungsvereins ist, sondern gewissermaßen eine Amtshandlung.

Winter: Das kann ich bestätigen. Es gibt als Unterstützung Broschüren und Beratungen mit Planern, und wenn man dann trotzdem zu keiner Einigung gekommen ist, sind die Herren oder Damen von der Abteilung als Schiedsrichter gekommen und haben gesagt, ja, das passt so her oder eben nicht. Der Bürgermeister hat damit Unterstützung bei seiner Entscheidung gehabt, und letztendlich hat das Gebäude dann halbwegs dort hineingepasst. Aber es war halt manchmal nicht das, was sich der Bauwerber zuerst eigentlich gewünscht hat.

Obleser: Diese „Schiedsrichter“ sind heute kaum mehr Beamte, sondern großteils freie Mitarbeiter, über 50 Personen im ganzen Land, die im Rahmen der Aktion beschäftigt werden. Das sind zu 99 Prozent freiberufliche Architekten.

Kühn: Wieviele Beratungen führen sie pro Jahr durch?

Obleser: Zweitausend.

Winter: Ich finde schon, dass dieses Angebot des Landes eine gute Sache ist. Auch die „Goldene Kelle“ als Auszeichnung für positive Beispiele wird von der Bevölkerung gut angenommen.

Wir sollten als Planer weniger über Dachneigungen und Sprossen reden, sondern über die Strukturierung unserer Umwelt und deren Auswirkungen auf Ökonomie und Politik.

Beneder: Zur selbstkritischen Rückschau des Kollegen Obleser sollte man fairerweise ergänzen, dass der Regionalismus Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre ein wichtiges Thema war, auch international, wenn man etwa an Kenneth Framptons Begriff des „Kritischen Regionalismus“ denkt. Frampton hat in seinen Aufsätzen zum Beispiel nicht nur die Tessiner Schule zu Regionalisten erklärt, sondern auch Tadao Ando in der Vorstadt von Osaka. Außerdem darf man nicht vergessen, dass die Postmoderne zur selben Zeit in New York Giebeldächer auf Hochhäuser gesetzt hat.



Gerhard Lindner

Kühn: Aber nicht unter expliziter Billigung der Politik. Das Besondere an der Entwicklung in Niederösterreich ist doch die massive Unterstützung durch den Staat. Deshalb glaube ich auch nicht, dass es dabei um einen kritischen Regionalismus gegangen ist. Kann ein Politiker sich denn etwas anderes wünschen als einen affirmativen Regionalismus?

Ein erfolgreiches Projekt strahlt über die Gemeindegrenzen hinaus, österreichweit oder international.

Hauke: Nein, im Grunde sind beim sogenannten Ortsbildschutz die meisten Identitäten verloren gegangen und durch Behübschungen nach einem einheitlichen Modell ersetzt worden. Katzelsdorf ist das beste Beispiel dafür, wie man etwas zerstört, ein angebliches Herzeigeprojekt, bei dem ein wunderschöner Dorfbach in der Mitte zugeschüttet wurde, um Parkplätze zu schaffen, aber mit allen möglichen Behübschungen garniert, statt Strukturen und Ursprüngliches sichtbar zu machen.

Obleser: Zur Frage affirmativ oder kritisch kann ich nur sagen, dass die Aktivitäten in Niederösterreich im Wesentlichen von drei Personen geprägt wurden: Erwin Pröll war und ist der politische Verantwortliche, Heinz Friedrich Fischer und ich haben Konzepte entwickelt und die Umsetzung übernommen. Wir haben uns alle drei immer als Querdenker empfunden und hatten große Schwierigkeiten im eigenen Haus, weil wir zur kritischen Auseinandersetzung aufgerufen haben und das auch heute noch versuchen.

Für uns ist Architektur ein Spiegel der Gesellschaft, und was wir wollen, ist im Grunde eine Gesellschaftsveränderung in Richtung eines bewussteren Umgangs mit unserer gebauten und sogenannten „natürlichen“ Umwelt. In vielen Fällen hat dies zu einem überzogenen Regionalismus, ich möchte fast sagen zu einer Perversion geführt, und ich bin sehr froh, dass wir schließlich deutlich gemacht haben, dass drei Kübel Schlagobers auf der Malakoff-Torte einfach zu viel des Guten sind.

Hauke: Aber bis dahin ist doch jede kritische Stimme abgewürgt worden. Ich habe das in Katzelsdorf erlebt. Das war vorher eine Ortschaft mit Charakter, mit einem Bach, den man auf 500 Meter einfach zugeschüttet hat, um Parkplätze zu schaffen, und dann wurde das Ganze behübscht.



Ernst Beneder: Haus Huf, Blindenmarkt

Obleser: Schuldige zu suchen, ist müßig. In Katzelsdorf war damals der Druck zu groß, Flächen für den Verkehr zu gewinnen, für die Parkplätze, oder wenn der Mährescher fährt. Das waren damals die Argumente. Ich bin froh, dass es jetzt anders ist und dass wir uns solchen Aufgaben offener nähern können. Das heißt aber auch, dass wir qualifizierte Architektinnen und Architekten als Mithelfer finden müssen, und da wage ich zu behaupten, dass wir in Niederösterreich gar nicht genug qualifizierte Planer finden würden, wenn wirklich alle Häuslbauer, die wir jetzt so verurteilen, einen Architekten suchen würden.

Was wir in Krems zur Förderung des Neuen Bauens unternehmen, ist oft außerhalb der Stadt bekannter als hier ...

Lindner: Da ist keine Gefahr. Du weißt ja aus der Erfahrung in der Ortsbildpflege, wie schlecht der Ruf der Architekten in den Gemeinden ist, nicht zuletzt auf Grund der historischen Entwicklung, die wir gerade angesprochen haben.

Obleser: Mehr, als seit zwei Jahrzehnten 50 Architekten aus Steuermitteln zu beschäftigen, damit sie Leuten Tipps geben, die eigentlich von Architekten gar keine Tipps haben wollen, kann ich nicht tun. Mir ist es oft genug passiert, dass die Menschen zu mir gesagt haben: „Gut, Herr Ingenieur, dass sie kein Architekt sind, Ihnen glaube ich das.“ Wir müssen versuchen, die Scheu des Einzelnen vor der hehren Architektur zu vermindern.

Der kleine Häuslbauer geht nicht zum Baumeister, um sich dort einen Plan zeichnen zu lassen, sondern er geht zum nächsten Baumarkt, wo ihm ein Berater einen Grundriss aus dem Computer holt.

Krejs: Mit den Publikationen und Seminaren hat die Landesbaudirektion ein ungemein effizientes Medium in der Hand, eines der wenigen, das wirklich alle erreicht: die Häuslbauer, die Mitarbeiter in den Bauämtern und die Bürgermeister als Baubehörde. Das ist eine sehr schwierige Zielgruppe, an die bisher keines der „Häuser der Architektur“ in den Bundesländern wirklich herangekommen ist. Dort trifft man sich zwar, es gibt tolle Werkschauen, aber im Grunde bleiben Architekten dort unter sich. Den kleinen Häuslbauer, der im Lagerhaus die Ziegel kauft und für



Foto Pez Hejduk

Georg W. Reinberg: Pensionisten- und Pflegeheim St. Pölten

die Ziegel gleich den Plan mitgeliefert bekommt, erreicht man so nicht. Diesen Kundenkreis hat die NO Ortsbildpflege an der Hand, und deshalb bin ich froh, dass sich die Schlagseite zum traditionalistischen Bauen, die es da früher gab, geändert hat und dass es jetzt einen gewissen Pluralismus der Projekte gibt.

Und wenn wir sagen, uns gefällt die Architektur, die Gestaltung in unserem Land nicht, müssen wir sagen, wir gefallen uns eigentlich selbst nicht.

Schubrig: Sie haben einen wichtigen Punkt angesprochen: Der kleine Häuslbauer geht nicht zum Baumeister, um sich dort einen Plan zeichnen zu lassen, sondern er geht zum nächsten Baumarkt, wo ihm ein Berater einen Grundriss aus dem Computer holt. Diese Baumärkte sind eine Katastrophe, nicht nur, weil sie den Pfusch am Bau extrem fördern, sondern weil dort oft angelernte „Fachkräfte“ Architektur machen.

Beneder: Ich glaube aber, dass es trotz all dieser Krisenerscheinungen kaum ein Bundesland gibt, das so große Chancen bietet, gerade weil viele Themen noch nicht angegangen sind. Das muss in den nächsten Jahren passieren: Mit der Osterweiterung der EU kommen gewaltige Verkehrsprobleme auf uns zu; es gibt den noch nicht ausformulierten Tourismus im Nahbereich von Wien; generell die Frage, ob sich Niederösterreich in weiten Teilen zu einer Suburbia von Wien entwickelt. Wir sollten als Planer weniger über Dachneigungen und Sprossen reden, sondern über die Strukturierung unserer Umwelt und deren Auswirkungen auf Ökonomie und Politik. Da gibt es in den Regionen Aufgaben, die einem jungen Architekten in der Großstadt überhaupt nicht zugänglich sind.

Aber wenn ein Nebenerwerbsbauer heute auf den neuesten Audi spart und sich dann ein Krüppelwalmdach auf sein Haus setzt, stimmt doch irgendetwas nicht.

Winter: Die Diskussion wird aber viel eher über die Form geführt. Denken Sie an das Ausstellungs- und Informationszentrum, welches Coop Himmelb(l)au in Hainburg für die Nationalparkverwaltung geplant haben. Da geht es um ein Projekt, das vom Land und von der EU finanziert wird. Die Gemeinde stellt nur das Grundstück und den



Peter Obleser

Foto Günter Kargl

mittelalterlichen Wasserturm zur Verfügung, an den das Projekt sich anlehnt. Und trotzdem gibt es eine Unterschriftenliste, die für eine Volksbefragung reicht. Im Gemeinderat sind schon jetzt fünf Parteien vertreten. Alle sind einstimmig für dieses Vorhaben. Wegen diesem Projekt werden es vielleicht bald sechs Parteien sein.

Krejs: Der Wert solcher Projekte erschöpft sich ja nicht in der Befindlichkeit von Gemeindebürgern. Es gibt eine Außenwirkung, und ich glaube, dass Sie als Bürgermeister für Hof viel mehr erreicht haben, als den Leuten im Ort selbst bewusst ist. Ein erfolgreiches Projekt strahlt über die Gemeindegrenzen hinaus, österreichweit oder international. Ich bin extra nach Hof gefahren, um mir das Projekt anzusehen. Ein Bürgermeister muss auch das Image nach außen im Auge behalten, damit die Gemeinde für Touristen und Betriebe attraktiv ist. Das ist wichtiger als bei der nächsten Wahl wieder gewählt zu werden. Oft dauert es im Rahmen von Stadtentwicklungsprojekten länger als eine Wahlperiode, bis sich Erfolge einstellen.

Was wir in Krems zur Förderung des Neuen Bauens unternehmen, ist oft außerhalb der Stadt bekannter als hier, etwa wenn ein Architekt wie Dietmar Feichtinger den Wettbewerb für die Erweiterung der Donau-Universität gewinnt. Es ist sehr wichtig – und oft extrem schwierig – Innen- und Außenwirkung stadtplanerischen Handelns kommunalpolitisch in ein ausgewogenes Verhältnis zu bringen.

Als Architektur interessiert die Landeshauptstadt kaum jemanden.

Lindner: Man darf die Diskussionskultur auf dem Land nicht mit der in der Großstadt vergleichen. Zeitgenössische Architektur hat es hier einfach schwerer, weil sie von außen kommt. Der niederösterreichische Kulturpreis zur Architektur, der seit einigen Jahren vergeben wird und von Landeshauptmann Pröll eingeführt wurde, ist bisher zwar u. a. auch an geborene Niederösterreicher, aber nur an Büros vergeben worden, die ihren Hauptsitz in Wien und nicht in Niederösterreich haben. Der kulturelle Nährboden auf dem Land muss sich erst bilden.

Karner: Ich bin da durchaus optimistisch. Wir betreuen auch Projekte in kleinen Gemeinden, etwa für ein Gemeindezentrum mit 73.000 Euro, wobei wir im Vorfeld so viel wie möglich an Interessenten in die Projektentwicklung



Foto privat

Elisabeth Schubrig

mit hinein nehmen, sie mitwirken lassen und dadurch spätere Proteste großteils schon im Vorfeld vermeiden können.

Obleser: Man sollte die kulturelle Situation realistisch betrachten. Was sind die am meisten akzeptierten Medien, was sind die meist gesehenen Unterhaltungs- und sonstigen Fernsehsendungen, womit setzt man sich geistig auseinander? Politik kann da bestenfalls eine geringfügige Unterstützung und Hebung in irgendeine Richtung ermöglichen. Mehr ist einfach nicht drin. Und wenn wir sagen, uns gefällt die Architektur, die Gestaltung in unserem Land nicht, müssen wir sagen, wir gefallen uns eigentlich selbst nicht.

*In St. Pölten kann man hinstellen, was man will:
Auf dem Acker ist jeder Weltmeister.*

Kühn: Diesen Kulturpessimismus kann ich absolut nicht teilen. Wenn ich mir ansehe, wie sich die Lebensverhältnisse in manchen Regionen in den letzten 25 Jahren verbessert haben, zum Beispiel im Waldviertel, dann ist das ein unglaublich positiver Prozess. Das Gerede vom Kulturverfall ist im Verhältnis dazu lächerlich. Es sind unglaublich viele neue Möglichkeiten aufgetan worden, nur liegt über allem eine Glocke von Traditionalismus, die sicher in guter Absicht gestrickt wurde. Aber wenn ein Nebenerwerbsbauer heute auf den neuesten Audi spart und sich dann ein Krüppelwalddach auf sein Haus setzt, stimmt doch irgendetwas nicht. Das ist jedes Mal eine vergebene Chance, etwas zu machen, was den realen Lebensstilen besser entspricht.

Beneder: Vielleicht stellt sich die Frage des Bauens im konventionellen Sinn überhaupt völlig neu. Wir sind ja heute ständig gezwungen, uns neu zu adjustieren. Das Bauen ist irgendwie die letzte ganz harte Schale, die auch zum heutigen Konsumverhalten quer liegt, das ja auf dauernden Wechsel ausgelegt ist. Die nächste Generation wird Wohnen vielleicht viel weniger als äußeres Zeichen des Wohlstands auffassen und sich mit temporären Wohnformen zufrieden geben.

Hauke: Dieser flexible Mensch ist doch nicht lebbar. Irgendwann möchte man noch immer mit seiner Frau und seinen Kindern beisammen sein oder mit den Freunden Fußball spielen gehen. Ich bin überzeugt, dass das Pendel



Tadashi Kawamata: Projekt Sidewalk, Hauptplatz Wiener Neustadt

Foto Hans Wetzelstorfer

sehr bald wieder zurückschwingen und Architektur eine immer größere Rolle spielen wird.

Obleser: Die Siedlungsstrukturen, in denen wir leben, werden ihre Bedeutung aber immer mehr verlieren. Sie stammen aus dem Mittelalter und wurden aus Gründen angelegt, die wir kaum mehr nachvollziehen können, zum Schutz vor Feinden, die es längst nicht mehr gibt. Wir haben auch mit den Haus- und Hofformen oftmals nichts zu tun, wir bräuchten vielleicht global vernetzte Aluminiumcontainer, das würde uns und unseren heutigen Möglichkeiten vielleicht besser entsprechen, aber das hält man schon gar nicht aus. Das wäre sicher der direkteste Spiegel. Daher leben viele in schön restaurierten 100-jährigen Häusern in irgend einem Straßendorf zusammen mit anderen vereinzelt Menschen, die weder mit ihren Häusern noch miteinander etwas zu tun haben wollen oder suchen in gewohnten Formen die Lösung ihrer Wünsche. Wir fangen zwar nicht bei Null an, aber keiner weiß wirklich, in welche Richtung es geht.

Kühn: Ich möchte zum Abschluss noch das größte Bauvorhaben der letzten Jahrzehnte in Niederösterreich zur Sprache bringen, die Landeshauptstadt St. Pölten. Hat dieses Projekt die Baukultur des Landes beeinflusst?

Hauke: Nein, überhaupt nicht. Als Architektur interessiert die Landeshauptstadt kaum jemanden. Und als Idee habe ich es von Anfang an unsinnig und historisch falsch gefunden, Wien zu verlassen. Das war der Traum von ein paar alten Männern, die in die Geschichte eingehen wollten. Wien war immer schon unsere Hauptstadt, dort hätten wir zeigen können, was für Muskeln wir haben. In St. Pölten kann man hinstellen, was man will: Auf dem Acker ist jeder Weltmeister. Der beste Beweis, dass die Hauptstadt nicht funktioniert, ist der Rückgang der Bevölkerung von St. Pölten: 1,7 Prozent seit 1991. Das sagt alles.

St. Pölten war jedoch eine Übung in Urbanisierung, dem jetzt ganz andere, viel mutigere Schritte folgen müssen, etwa eine „Europaregion“ von St. Pölten bis Bratislava.

Karner: Solange die Beamten per Bus aus dem ganzen Land hergebracht werden und um drei Uhr nachmittags wieder nach Hause fahren, wird sich daran nichts ändern. Außerdem ist der Plan, zusätzliche mittelständische



Ernst Hoffmann: Landhaus und Klangturm, St. Pölten
Karin Bily, Paul Katzberger, Michael Loudon: NO Landesbibliothek und Archiv, St. Pölten

Betriebe anzusiedeln, nicht in dem erforderlichen Maß aufgegangen.

Winter: Ich fahre nur ins Regierungsviertel, wenn ich muss. Es ist als Architektur so kühl, da ist kein Herz drin, man fühlt sich dort einfach nicht wohl.

Beneder: Diese Art der Hauptstadt bildet eine Form von Verwaltung ab, wie sie vor dem elektronischen Datenaustausch strukturiert sein musste, und ist so im Grunde verspätet. Für ein Land wie Niederösterreich bieten sich verteilte, gut vernetzte Verwaltungseinheiten an. St. Pölten war jedoch eine Übung in Urbanisierung, dem jetzt ganz andere, viel mutigere Schritte folgen müssen, etwa eine „Europaregion“ von St. Pölten bis Bratislava.

Architektur hört ja nicht bei den vier Wänden auf. Gerade in einem Land wie Niederösterreich darf man die Verkehrsplanung nicht den Technokraten überlassen.

Krejs: Man kann über die architektonische und städtebauliche Qualität der Landeshauptstadtplanung geteilter Meinung sein, sicherlich aber hat das Projekt zu einer verstärkten öffentlichen Auseinandersetzung mit städtebaukünstlerischen Fragestellungen geführt. Insgesamt hat Niederösterreich – ausgelöst durch die Landeshauptstadtentwicklung – in der Baukultur in den letzten Jahren landesweit massiv aufgeholt, auch was die Dichte innovativer Vorhaben betrifft, selbst wenn die Situation noch weit von Vorarlberg oder Tirol entfernt ist. Sprach Architekt Paul Katzberger bei der Gründung von ORTE im Jahr 1994 noch von Niederösterreich als architektonischer Wüste, so ist mittlerweile schon die eine oder andere Oase durch qualitativ volles Bauen entstanden.

Obleser: Es ist wichtig, die richtige Sprache für die Menschen zu finden, und da sind wir uns unserer Verantwortung bewusst. Ich glaube, dass die neuen Möglichkeiten der Bauordnung erst langsam von den Menschen im Land erkannt werden. Starke Veränderungen wird auch die neue Regelung der Niederösterreichischen Wohnbauförderung bringen, die erst vor wenigen Wochen – beinahe unbemerkt von der Öffentlichkeit – beschlossen wurde. In drei Jahren wird es keine geförderten Häuser mehr geben mit einer Energiekennzahl über 50. Wer Wohnbauförderung beansprucht, wird nicht mehr mit einer Palette Ziegel, einer Mischmaschine und fünf Freunden am Wochen-



Karl Winter

ende sein Haus errichten können. Das heißt, es wird sehr schnell im Bereich der Vorfabrikation und der Detailausbildung bei Vorhaben vor Ort ein entsprechendes Angebot entstehen müssen, das den Häuslbauern noch genug Freiraum lässt. Unsere Aufgabe wird es sein, den Menschen bei gewissen Planungen an die Hand zu gehen. Aber viel wichtiger ist es, den Gemeinden an die Hand zu gehen, um den immer noch stattfindenden total unkontrollierten Wildwuchs in die Landschaft zu kanalisieren. Im Moment versuchen wir die Gemeinden dazu zu bringen, gleichwertige Grundstücke zu parzellieren, auf denen man ein ökologisch und solar gut ausgerichtetes Haus bauen kann. Und wir wollen die Gemeinden dazu motivieren, sich auch bei kleineren, unspektakulären Bauaufgaben und bei Raumplanungsprojekten des Instruments Wettbewerb zu bedienen.

Hauke: Ich wünsche mir, dass es auch bei der Verkehrsplanung zu breiteren, möglichst interdisziplinär ausgerichteten Verfahren kommt. Architektur hört ja nicht bei den vier Wänden auf. Gerade in einem Land wie Niederösterreich darf man die Verkehrsplanung nicht den Technokraten überlassen. Das ist ein zentrales Thema, dem sich die Architekten und Landschaftsplaner wieder stellen müssen.



Foto Günter Kargl

Ernst Beneder

1958 geboren in Waidhofen/Ybbs
 Studium an der Technischen Universität Wien, Postgraduate Studien am Tokyo Institute of Technology bei Kazuo Shinohara, Fellow der Japan Society for the Promotion of Science
 Seit 1987 Architekt in Wien, 1996 Arbeitsgemeinschaft mit Anja Fischer
 Gastprofessuren an der TU Wien und an der University of Illinois
 Tätig in Beiräten (Feldkirch, Krems, Steyr, ÖBB), den Vorständen von ÖGF und ORTE (Vorsitzender 1999–2001)
 Zahlreiche Preise, u. a. Anerkennung für vorbildliches Bauen in NÖ (1996, 1997, 1999, 2000) sowie Otto-Wagner-Städtebaupreis für das Stadtprojekt Waidhofen/Ybbs

Hermann Hauke

Entstammt einer Handwerkerdynastie
 Schlossermeister, Gewerbetreibender
 Fertigung von handwerklich und gestalterisch anspruchsvollen Objekten und Werkstücken

Johannes Karner

1964 geboren in Neunkirchen
 HTBLA Wiener Neustadt
 Studium der Betriebswirtschaftslehre an der Wirtschaftsuniversität Wien
 Seit 1999/2000 Geschäftsführung NÖ. Hypo Bauplan und NÖ. Hypo Leasing mit Schwerpunkt auf Finanzierung und Abwicklung von öffentlichen Bauvorhaben, Gutachterverfahren und Consultingleistungen

Wolfgang Krejs

1952 geboren in Krems/Donau
 Studium der Architektur und der Raumplanung und Raumordnung an der TU Wien (Dipl.-Ing.)
 Studium der Rechtswissenschaften an der Universität Salzburg (Dr.iur.)
 1980–1990 Stadtverwaltung Salzburg, Amt für Stadtplanung
 1988 Stadtplanungspraxis bei der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umweltschutz in Berlin
 1991 Leiter des Kulturamtes der Stadt Salzburg
 Seit 1993 Stadtbaudirektor in Krems
 1998 Kulturpreis des Landes Niederösterreich für Architektur, verliehen von Landeshauptmann Dr. Erwin Pröll

Gerhard Lindner

Architekturstudium an der Technischen Universität Wien, Diplom 1980
 1982–1986 Assistent am Institut für Gebäudelehre der TU Wien
 1985–1988 Lehrauftrag „Angewandte Planungsmethodik“ an der TU Wien
 Arbeitsschwerpunkte: Ausstellungen und Museen, Bauen für betagte Menschen, Denkmalpflege
 Seit 1993 im Vorstand von ORTE architekturNetzwerk niederösterreich, seit 2001 Vorsitzender
 Seit 1997 Vorstandsmitglied des Kunst Verein Baden
 Zahlreiche Preise, u. a. Auszeichnung „Vorbildliche Bauten in NÖ“, 1991 und 2001
 Büro in Baden, Baubüro in Wien

Peter Obleser

1950 geboren in Wien
 Studium der Architektur an der TU Wien
 Arbeit in verschiedenen Architekturbüros
 Seit 1978 beim Land Niederösterreich beschäftigt
 1981 Start der Ortsbildgestaltung beim Amt der niederösterreichischen Landesregierung, derzeit Leiter des Referates

Elisabeth Schubrig

1954 geboren in Wien
 HTL für Hochbau in Krems/Donau
 Akademie der bildenden Künste, Meisterschule für Architektur Prof. Roland Rainer, Mag.arch.
 Seit 1980 Geschäftsführung der Firma Schubrig Ges.mBH. mit Sitz in Krems, Wien und Hollabrunn, Bmst.
 Durchführung von Hochbauprojekten, konstruktiven Brückenbauten, Industriebauten, Sanierungen etc.
 Schwerpunkt im Bereich Generalunternehmer und Totalunternehmer

Karl Winter

1948 geboren
 Volks- und Hauptschule in Hof/Lgb. und Mannersdorf/Lgb.
 Lehrberuf: Werkzeugmacher (1963–1977)
 Seit 1975 Geschäftsführender Gemeinderat in Hof/Lgb.
 Seit 1997 Bezirksgeschäftsführer der SPÖ im Bezirk Bruck/Lth.
 1995–2000 Bürgermeister in Hof/Lgb.
 Obmann der Verein Volkshaus Hof/Lgb.
 Lds.-Vorstandsmitglied des NÖ-Kulturforums
 Obmann des „Hofer Kunst-, Kultur- und Bildungsvereines“